



HAL
open science

Sexus und Tönnies

Niall Bond

► **To cite this version:**

Niall Bond. Sexus und Tönnies: Geschlecht und die Erkenntnistheorie der Sozialwissenschaften bei Ferdinand Tönnies. Trajectoires - Travaux des jeunes chercheurs du CIERA, 2007, 1, pp.48-59. halshs-00250300

HAL Id: halshs-00250300

<https://shs.hal.science/halshs-00250300>

Submitted on 11 Feb 2008

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Niall Bond

Maître de conférences en science politique, université Lumière Lyon 2

niall.bond@univ-lyon2.fr

Sexus und Tönnies

Geschlecht und die Erkenntnistheorie der Sozialwissenschaften bei Ferdinand Tönnies

Le sexe joue un rôle central dans la pensée sociologique, épistémologique, économique et politique de Ferdinand Tönnies. Si l'on concède parfois que ce fondateur de la sociologie allemande ne dépassait pas toujours les opinions de son époque, force est de reconnaître plutôt son caractère très conservateur dans la question de l'émancipation féminine, qu'il considère comme une aliénation de la nature innée de la femelle. La polarité entre les genres est à la base d'une théorie d'évolution historique du féminin au masculin, qui voit l'ordre masculin se substituer progressivement à la spontanéité féminine. Son épistémologie de genres anticipe les gender studies actuelles, tout en restant ancrée dans les préjugés de son époque.

Mit ihrem 1987 gehaltenen Vortrag „Tönnies und die Frauen“ eröffnete Bärbel Meurer eine Diskussion zur Problematik des Sexus', d.h. dem biologisch-sozialen Geschlecht in der frühen deutschen Soziologie,¹ die Auftakt zu einer Reihe von Veröffentlichungen von Greven, Schlüter-Knauer, Stafford, Lichtblau und Carstens wurde. Ferdinand Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft* genießt unter den frühen Versuchen deutscher Soziologen, die Bedeutung des Geschlechts für soziale Verhältnisse zu bestimmen, eine besondere Stellung: einerseits weil Tönnies die Sozialwissenschaften auf die Bahn der Deutung des Sinns sozialen Handelns gebracht und somit eine für die moderne Soziologie richtungsweisende Rolle spielte, andererseits weil das Geschlecht bei Tönnies zentral ist. In der Bewertung von Tönnies' Positionen zu den Geschlechtern entsteht jedoch ein Unbehagen darüber, dass Tönnies als „Kind seiner Zeit“

1. Meurer, 1991.



Anschauungen vertreten mochte, die aus der Sicht eines 100 Jahre später geborenen europäischen Beobachters konservativ, dem Patriarchat dienlich und unmodern erscheinen können. Dieses Unbehagen ist umso grösser, weil Ferdinand Tönnies zur „Linken“ gerechnet wird, zu Recht den Ruf genießt, sich auf die Seite der sozial Schwachen gestellt, den Arbeiter gegen das Kapital verteidigt und – als einziger in Deutschland gebliebener Soziologe – in einem sehr hohen Alter offenen Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet zu haben. Die Annahme, Tönnies habe in seiner Zeit das Maximum an vorstellbarer Emanzipation gefordert, scheint ein Tabu zu sein, obwohl die Zusammenschau von Biographie und Geschichte und die Äußerungen seines engsten Kreises dafür nur sehr bedingt Anhaltspunkte bieten.

Die Wirkungen, die Tönnies' Einstellung zur Geschlechterproblematik auf sein unmittelbares Umfeld gehabt hat, wurden bislang kaum kommentiert. Wir stellen in der Geschlechtsproblematik bei Tönnies kein Auseinanderklaffen zwischen Theorie und Praxis, sondern den konsequenten Wunsch fest, das gemeinschaftlich überlieferte Patriarchat in die Moderne hinüberzuretten, und in diesem Punkt ist Tönnies durchaus antimodern. Die theoretisch wesenhaften Geschlechtsunterschiede, da sie seinen Wunschvorstellungen entspringen, führen Tönnies allerdings schon dazu, die Bewusstheit und die Zweckrationalität (das „Kürwillige“) in der Realität zu verkennen, wenn sie in die Motivationen der ihn umgebenden Frauen hineinragen. Vergleichen wir seine Auseinandersetzungen mit dem Sexus mit späteren Auseinandersetzungen von Feminist/innen, so stellen wir Affinitäten zu jener Welle fest, welche in der Besonderheit des Weiblichen einen Schlüssel zu seiner herausragenden Rolle erblicken. Auch bei entgegengesetztem Wertevorzeichen sind solche Annahmen zu hinterfragen.

In seiner Autobiographie, in der manchmal selbst von flüchtigen Bekannten die Rede ist, beschränken sich Tönnies' Äußerungen zu seiner Frau auf lapidare Feststellungen zur Verlobung im Jahre 1893 und seiner Ehe ab 1894.² Unter den Frauen scheint ansonsten nur Lou Salomé in Tönnies „Selbstdarstellung“ der namentlichen Erwähnung würdig zu sein; sonst wird man auf Frauen vor allem durch seine Rügen aufmerksam, etwa gegen seine Töchter wegen Unzulänglichkeiten in ihrer Editionsarbeit oder gegen eine junge Forscherin, die seine Theorie grob vereinfacht habe.³ Eine Darstellung der Geschlechterproblematik wie die von Guenther Roth über Max Weber⁴ muss

2. Tönnies, 1922: S. X.

3. *Ibid.*, 1979: S. XLIV.

4. Roth, 2001.



aus anderen Quellen schöpfen. Wenn Carstens darauf abzielt, Tönnies vor dem Vorwurf des Chauvinismus in Schutz zu nehmen,⁵ so lassen die Erinnerungen der Tochter, Franziska an ihren Kampf um eine Schulbildung nach ihrem vierzehnten Lebensjahr andere Schlüsse zu.⁶ Ein Echo hören wir in der bitteren Klage der jüngeren Tochter, Carola, gegenüber einem Freund, ihr Vater habe das Verbot, ihr Studium fortzusetzen, durch ihre guten Leistungen begründet. Carola meinte, sie sei in eine „in der gynokälogischen Frage rückständige Familie“ hineingeboren worden. Der Widerstand dieses ersten „modernen“ deutschen Soziologen gegen die Autonomie der eigenen Töchter verweist auf die von Annette Vogt gestellte Frage, warum Frauen an den Universitäten und gerade in den Humanwissenschaften schlechtere Chancen hatten als Frauen, die in der Kaiser Wilhelm Gesellschaft naturwissenschaftlich arbeiteten: Die Geschlechtersolidarität erwies sich als stärker als die Klassensolidarität. Die Frauen, die Tönnies am nächsten standen, beurteilten ihn als für die damaligen Verhältnisse rückständig: Er erschwerte es ihnen, aus einer von anderen verschuldeten Unmündigkeit hinauszugelangen.

Geschlechtlichkeit: ein Hindernis zur Kommunikation?

Wenn Tönnies mit Theodor Storm klagt, dass „die Kunst zu sagen, was ich leide [...] auch den Meistern selten gegeben“ ist,⁷ so darum, weil das „soziale Kapital“ des Segments des Bürgertums, in dem er sich bewegte, ein lebenslanges Hindernis zum gegenseitigen Verständnis für das war, was nach Tönnies' Gemeinschaftstheorie die eigentliche Grundlage des Familienlebens zu sein hatte. Die Normativität des Geschlechtes blieb in der Familie, aus der er stammte, und in derjenigen, welche er gründete, eine Quelle von Unkenntnis der Menschen untereinander und der Vielfältigkeit von Menschentümern. Die Familienmoral verbot den Ausdruck des von Scham umhüllten Leidens. Nicht nur die Sexualmoral, sondern alle Moral leitet sich *Gemeinschaft und Gesellschaft* zufolge aus dem Schamgefühl vor dem Sexuellen ab. Der kommunikativen Vernunft wurden in der Frage über das Geschlecht enge Grenzen gesetzt: So wählte – einem Gerücht zufolge – ein offenbar der Homosexualität bezichtigter Bruder von Tönnies vor dem Hintergrund der Harden-Eulenburg-Affäre 1909

5. Carstens, 2001: S. 70.

6. Heberle, 2001: S. 17.

7. Tönnies, 1917: S. 24.



den Freitod – und dies zu einer Zeit, da Tönnies in seiner Korrespondenz mit dem Philosophen Paulsen über Paulsens Homophobie kein Wort verlor.⁸ War dies zeitgemäss? Freud ist weniger als ein Jahr und Hirschfeld nur zwölf Jahre später als Tönnies geboren. Die Kritikbereitschaft, die Tönnies in Fragen der materiellen Verteilung zu einer Frontstellung seitens der Arbeiter gegen die bürgerliche Ordnung bewegte, brachte er in Genderfragen nicht auf. Auch wenn er später bereit war, der Frau das Wahlrecht zuzugestehen, schwankte sein Engagement für die repräsentative Demokratie ohnehin, und im übrigen ging er davon aus, dass die Pflicht zum Gehorsam der Ehefrau vor der Wahlurne nicht haltmachte.

Tönnies' Erlebnis von Familie wich von seiner Theorie ab. Tönnies scheint schon als Heranwachsender bei Theodor Storm eine Ersatzfamilie gesucht und gefunden zu haben,⁹ und er hat später zur Gattin eine Frau gewählt, die bekannte, ihn am Anfang nicht geliebt zu haben, die in ihrer Korrespondenz mit Tönnies die zweckhafte wirtschaftliche Organisation der Ehe stets betonte und der Tönnies eine intellektuelle Auseinandersetzung mit seinen Gedanken nicht zutraute.¹⁰ So scheint das Haus von Tönnies eher ein Herd der instrumentellen als der kommunikativen Vernunft gewesen zu sein. Dabei ist Tönnies' Theorie der Geschlechter eine Sammlung von Ist-Aussagen, die sachlich geprüft und erkenntnis- und ideologiekritisch analysiert werden muss. Nach seiner Theorie besteht eine Polarität, die über die in der Natur angelegte Differenz zwischen den Einzelexemplaren der geschlechtlichen Gattungen bis in die „empirischen Kulturformen“ von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ reicht. Sie wird im dritten Abschnitt von *Gemeinschaft und Gesellschaft* über die „empirische Bedeutung“ erläutert. Der Wesenwille, Grundlage der Gemeinschaft, und der Kürwille, Grundlage der Gesellschaft, entsprechen nach Tönnies dem weiblichen und dem männlichen Temperament. Die Eigenschaftswörter „weiblich“ und „männlich“ beziehen sich auf die konkreten Geschlechter, deren „psychologischen Gegensatz“ zueinander Tönnies zu bestimmen unternimmt.¹¹ Die Evidenz dieses Gegensatzes begründet Tönnies folgendermassen:

„Es ist eine verbrauchte Wahrheit, umso mehr aber wichtig, als der Niederschlag einer allgemeinen Erfahrung: dass die Weiber durch ihr Gefühl zumeist sich leiten lassen, die Männer ihrem Verstande folgen. Die Männer sind klüger. Sie allein sind des Rechnens, des ruhigen (abstrakten) Denkens, Überlegens,

8. Tönnies und Paulsen, 1961.

9. Bond, 1995.

10. Heberle, 2001.

11. Tönnies, 1979: S. 124.



Kombinierens, der *Logik* fähig: die Weiber bewegen sich in der Regel nur auf mangelhafte Weise in diesen Bahnen.“

Harris' und Hollis' Übersetzung des Wortes „klüger“ als „*more prudent*“ (umsichtiger) – eine sinntstellende Verlegenheitslösung – hebt das Peinliche hervor, statt es zu tarnen.¹² Auch wenn Carstens darauf hinweist, dass Tönnies geschlechtliche Differenz auf unterschiedliche Lebensumstände zurückführt, da generell dem männlichen Tier der Kampf und „die Nahrungssorge anheimfällt“, während das „Weibchen“ sich der „Sorge der Brut widmen muss“,¹³ ist für Tönnies die logische Schwäche der Frau eine unabänderliche Tatsache, und eine sorgfältigere Lektüre ergibt, dass es ihm doch um die „angeborene Natur“ der Frau ging.¹⁴

Zwar ist es richtig, dass Tönnies diese „kürwillige“ Klugheit nicht als die einzige Form der Intelligenz verabsolutiert.¹⁵ Frauen seien „im allgemeinen empfänglicher und empfindlicher für die Eindrücke, welche ungesucht, unerwartet von aussen herankommen“. ¹⁶ Während die den Frauen fernliegende objektive Erkenntnis durch „die angespannte Tätigkeit des Auges, demnächst des Ohres, unter Hilfe des Tastsinnes gewonnen“ werde, so gehöre die weibliche Wahrnehmung des Guten und Bösen, des Schönen und Hässlichen doch „den besonderen Organen des Geruches und Geschmackes an und [bedürfe] der passiven Perzeption. Sie [sei] Sache des Weibes, mithin alles das *unmittelbare* Verhältnis zu den Dingen, welches den Wesenwillen bezeichnet“. ¹⁷ Tönnies spricht hier einem subjektiven Intuitivismus das Wort und bescheinigt der Frau eine

„eigentümliche Wahrhaftigkeit und Naivität, Unmittelbarkeit und Leidenschaftlichkeit. Und hierin beruht die Produktivität des Geistes, der Phantasie welche durch die Feinheit des wählenden Gefühles, des ‚Geschmackes‘, zur künstlerischen Produktivität wird [...]. Wenn auch diese, um grosse Werke leisten zu können, zumeist männlicher Kraft und Klugheit bedurft hat, sehr oft auch der (egoistischen) Motive, welche des Mannes Tatkraft anspornen und erhöhen: so pflegt doch das beste Teil, der Kern des *Genies*, ein mütterlich Erbe zu sein“. ¹⁸

12. Harris, 2001: S. 152.

13. Tönnies, 1979: S. 129; Carstens, 2001.

14. Tönnies, 1979: S. 139.

15. Ebd.: S. 126.

16. Ebd.

17. Ebd.: S. 127.

18. Ebd.



Der „geniale Mensch“, „in vielen Stücken eine frauenhafte Natur“, erscheint

„den eigentlichen Männern, denen des trockenen, geschäftsmässigen Ernstes, unverständlich, ja dumm, oder albern, närrisch, wahnwitzig [...] wie unter Nüchternen der Trunkene. Und nicht viel anders kommt solchen, wenn ihr Urteil völlig unbefangen bleibt, das Gebaren und Wesen eines echten Weibes vor: sie verstehen es nicht, es ist ihnen absurd“.¹⁹

Als „typische“ Eigenschaften der Frau können solche gelten, die bei der Frau statistisch weit überdurchschnittlich auftreten. Die „wesentlichen“ Eigenschaften der Frau nach Tönnies – die Vorherrschaft der Gefühle, das logische Unvermögen – wird er aus seiner Erfahrung oder seiner Phantasie abgeleitet haben. Die Behauptung, dass der Gegensatz der Geschlechter ein „beharrender und starrer“ sei,²⁰ rechtfertigt für ihn die Ableitung von sozialen Funktionen aus den „essentiellen“ Eigenschaften der Frau. Tönnies mag Georg Simmel beeinflusst haben, der den kognitiven und emotionalen Unterschieden zwischen Männern und Frauen große Bedeutung beimaß und ebenfalls von der „existentiellen Bestimmtheit“ der Frau ausging. Im Gegensatz hierzu betrachtete Marianne Weber das „Sondersein“ der Frau nur als ein „Sondergut“ neben anderen, nicht geschlechtsspezifischen Eigenschaften.²¹ Tönnies unterließ es, in späteren Auflagen von *Gemeinschaft und Gesellschaft* den realen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen – unter anderem durch die rechtliche Gleichstellung vor dem Gesetz – Rechnung zu tragen, und nahm die Debatten zur Frau kaum zur Kenntnis. Als er im Jahre 1914 den Artikel „Mann und Weib“ veröffentlichte, lieferte er lediglich den Text aus *Gemeinschaft und Gesellschaft* ab, den er mehr als zweieinhalb Jahrzehnte zuvor im Alter von 32 Jahren geschrieben hatte: Ehe und Vaterschaft schienen ebensowenig Einfluss ausgeübt zu haben wie die anschwellende Literatur u. a. von Bekannten wie Marianne Weber.

Weibliche und männliche Züge findet Tönnies allerdings bei Einzelexemplaren von beiden Geschlechtern:

„Wenn das Weib dem natürlichen, der Mann dem künstlichen Menschen, als jedes seiner Idee nach ähnlicher sieht, so ist der Mann, in welchem Wesenwille vorherrscht, noch vom weiblichen Geistes umfungen; durch Kürwille macht er sich davon ledig und steht erst in seiner blossen Mannheit da; und das kürwillige Weib ist, in dieser Reihenfolge, das spätere Phänomen; als welches der freie männliche Geist sich wiederum gleich, oder doch ähnlicher gemacht hat“/„Das

19. Ebd.

20. Ebd.: S. 130.

21. Gilcher, 1992.



jugendliche Weib ist das eigentliche Weib; das alte Weib wird dem Mann ähnlicher“.²²

Das Wort „eigentlich“ steht bei Tönnies für Normen, und es ist ein interessantes Beispiel für einen Denkansatz, nach welchem man einen Typus von Sichverhalten ohne Untersuchung für „eigentlich“ erklärt, und allen von diesem Typus abweichenden Exemplaren die Daseinsberechtigung in dieser Kategorie abspricht, sie somit existentiell bedroht. Es besteht für Tönnies zudem in der Frage der geschlechtlichen Entwicklung eine Teleologie. Im Alter fortschreiten bedeutet, männlicher zu werden. Die Entwicklung hin zum berechnenden Verstand geschieht nicht ohne Kosten: der Genuss des Glückes sei aber Vorrecht der Jugend und „durch keine Künste wiedergewinnbar“.²³

Geschlechtliche Arbeitsteilung und Geschichte

Ungeachtet der Erscheinung von männlichen Zügen bei individuellen Frauen und von weiblichen Zügen bei (vornehmlich jungen) Männern, kommen den Geschlechtern ihren wesentlichen Differenzen gemäss unterschiedlicher sozialer Funktionen zu. Neben dem kräftigen Mann ist „das Weib [...] sesshaft und schwerfällig zu nennen“.²⁴ So ist der Führer wie der Richter ein Mann. Der Mann ist im individuellen Falle der Herr und Gebieter des Weibes. Im Allgemeinen führt die Begegnung zwischen Mann und Frau individuell zur „Unterjochung des Weibes“,²⁵ auch wenn der Mann „um den Erwerb des Weibchens“ kämpfen muss.²⁶ (Während sich Tönnies mehrfach des Ausdrucks „Weibchen“ bedient, finden wir nirgendwo bei ihm das Wort „Männchen“.) Die Stellung der Frau in der Gesellschaft wird durch eine logisch vorbildlich unschlüssige Passage festgelegt:

„Denn aus allem diesen geht hervor, wie Wesenwille zu Gemeinschaft die Bedingungen in sich trägt, Kürwille aber Gesellschaft hervorbringt. Und folglich (sic) ist auch die Sphäre des *gemeinschaftlichen* Lebens und Arbeitens den *Frauen* vorzüglich angemessen, ja notwendig. Ihnen ist das Haus, und nicht der Markt, das eigene oder Freundes Gemach, und nicht die Strasse, natürliche Stätte des Wirkens.“²⁷

22. Tönnies, 1979: S. 128 f.

23. Ebd.: S. 130.

24. Ebd.: S. 125.

25. Ebd.: S. 8.

26. Ebd.: S. 124.

27. Ebd.: S. 135.



„Alle ihre Tätigkeit ist mehr ein Schaffen nach innen als ein Wirken nach ausen“.²⁸ Abweichungen davon lassen sich zwar feststellen: „Wir verstehen hieraus, wie sehr der Handel dem weiblichen Gemüte zuwider sein muss. Die Handelsfrau, eine schon im frühen Städteleben nicht seltene Erscheinung, tritt auch dem Rechte nach aus ihrer natürlichen Sphäre heraus, sie ist die erste mündige oder emanzipierte Frau.“²⁹ So lernt die Frau, sich anderer zu ihren eigenen Zwecken zu bedienen.

„Nun ist ferner offenbar, dass zuerst der Handel, dann aber nicht eben die industrielle Arbeit, wohl aber jene Freiheit und Selbständigkeit, mit welcher die Arbeiterin als Urheberin ihrer Kontrakte, Inhaberin von Geld usw. in den Ringkampf um die Lebensfristung hineingestellt wird, eine Entwicklung ihrer Bewusstheit fordern und fördern, in welcher sie des rechnenden Denkens mächtig werden muss. Das Weib wird aufgeklärt, wird herzenskalt, bewusst. Nichts ist ihrer ursprünglichen, trotz aller erworbenen Modifikationen immer wieder *angeborenen* Natur fremdartiger, ja schauderhafter.“³⁰

Die Frauenemanzipation ist nach Tönnies eine aus wirtschaftlichen Zwängen hervorgehende Naturwidrigkeit. Die für die Frau natürliche Arbeit ist für Tönnies diejenige, die niemals durch die Institutionen des Marktes und des Geldes aufgewertet wird. Hiernach entspricht es der Natur der Frau, ständig in Verhältnissen des (unterlegenen) Status, nicht in Verhältnissen des Vertrages zu leben. Die Vorherrschaft des Patriarchats hatte sich gemäss den Gesetzen des Sozialdarwinismus durchgesetzt, meinte Tönnies, auch wenn er Bachofens Mutterrecht zu seinen Quellen zählt. Die Geschichte wird von Tönnies dennoch als eine Verlagerung vom weiblichen zum männlichen Geist gedeutet. Da Tönnies eine eingleisige Geschichtsdeutung von einer Wiederkehr des Ewig Gleichen vertritt – Wachstum der Gemeinschaft aus der vegetativen Tatsache der Geburt und im Verhältnis zur Mutter in einer vom Patriarchat garantierten sozialen Ordnung, allmähliches Aufkommen und schliesslich ein Überwuchern der Zweckrationalität in einer kommerziellen und kapitalistischen Gesellschaft, anschliessender Verfall der Gesellschaft und Aufkeimen einer neuen Gemeinschaft – rezipiert er nur am Rande die Mutterrechtstheorie Bachofens, nach welcher das durch die Frauenherrschaft bestimmte Reich der Liebe der männlichen Vorherrschaft der Ordnung dann gewichen sei, als es möglich wurde, die Vaterschaft von Kindern auf bestimmte Männer zurückzuführen.³¹

28. Ebd.: S. 136.

29. Ebd.: S. 138.

30. Ebd.: S. 139.

31. Bachofen, 1989; Tönnies, 1979: S. 8 f.



 Geschlecht und Normativität

Das „Temperament des Weibes“ sei „durch Gesinnung“ bestimmt, das „des Mannes durch Bestrebung“, der „Charakter des Weibes durch Gemüt, des Mannes durch Berechnung“, und „die Denkungsart des Weibes durch Gewissen, des Mannes durch Bewusstheit“.³² Der Geschlechtsunterschied entspricht der Dichotomie von Passivität und Aktivität, und während die Frau Regeln befolgt, so schätzt der Mann beim Handeln die Konsequenzen ab. So ist bei Tönnies die Verantwortungsethik männlich, Handeln nach Gesinnung weiblich. Moralität leitet Tönnies aus dem Gefühl der Scham und dieses biologistisch aus dem Geruchssinn ab.

„Scham ist hier entweder die mit Schmerz empfundene eigene Missbilligung und die der Genossen, oder die Furcht davor, gleich jeder Furcht ein vorausgefühler Schmerz.“/„Dies ist die ursprüngliche und auch die ausgebildete Idee der Moralität [...] niemand mag in üblem Geruche stehen, er ist dadurch sich selber ekelhaft und ein Schlechterer; ja die sinnliche Bedeutung dieses Wortes enthüllt den Kern derjenigen Verrichtungen, auf welche das Schamgefühl ursprünglich sich bezogen hat und auch noch sich bezieht.“/„Scham aber ist trotzig und setzt absolutes Verbot, absolute Missbilligung gewissen Neigungen entgegen“.³³

Scham ist „Zier“ der Weiber, die der Moral am ehesten unterworfen sind. „Denn die Weiber sind gläubig, die Männer ungläubig.“³⁴ Das Pathos des Normativen in der sexuellen Ordnung veranlasst Tönnies gar zu einem Vergleich zwischen Exogamie und Bestialität. Neben dieser intuitivistischen Normativität hält Tönnies allerdings fest an der rationalistischen Normativität des Naturrechts. Zur Ausgangsposition von Tönnies gehört der Wunsch, dem liberalen Naturrecht der modernen Gesellschaft ein Naturrecht der Gemeinschaft entgegenzusetzen, da das Naturrecht des Liberalismus den Arbeiter faktisch entrechtet. Es ist allerdings nach Tönnies' Ausführungen kaum vorstellbar, dass nach einem tönniesschen Naturrecht der Gemeinschaft die Frau die Gleichstellung genießen würde.

32. Tönnies, 1979: S. 128.

33. Ebd.: S. 133 f.

34. Ebd.: S. 134 f.



Sexus und Epistemologie

Tönnies' Überlegungen zur Erkenntnistheorie nahmen ihren Ausgang von einem Gegensatz, den einstmals der Rektor seiner Schule vorgetragene hatte: Tiefsinn und Scharfsinn.³⁵ Tönnies bietet einen erkenntnistheoretischen Dualismus an: Während er Anhänger eines Intuitivismus für das mitempfindende Verständnis des „Kollektivgeistes“ in der vormodernen Gemeinschaft ist, befürwortet Tönnies die analytische Wissenschaft für das Begreifen des Individuums in der modernen Gesellschaft. Im Umgang mit gemeinschaftlichen Lebensformen ist ein historischer (nach Heinrich Rickert idiographischer) Sinn adäquat, für das Erfassen von gesellschaftlichen Phänomenen sieht Tönnies das abstrakte regelbildende (nomothetische) Verfahren vor. Es wird deutlich, dass der historische (für Tönnies eigentlich unwissenschaftliche) Sinn als ein weiblicher Sinn mit Tiefsinn verbunden wird. „Alle Musen sind Weiber[,] und das Gedächtnis ist ihre Mutter“, schreibt Tönnies, und stellt so den Hang zu Geschichten als weiblich dar.³⁶ Das für Tönnies männliche Streben nach übergreifenden Regeln durch Abstraktion entspricht hingegen dem Scharfsinn. Zur Freude der Analytiker stellen wir bei Tönnies die Unterentwicklung eines dritten Sinnes, des Hintersinnes fest, durch welchen durch Umgehung der Fassade und den Blick von hinten die ideologischen und sexualpolitischen Hintergründe der Erkenntnis hinterfragt und durchdrungen werden können.

Hier gilt es, die defensive Abwehr von Kritik an Tönnies' Manifest der Geschlechternormativität und der Frauenentmündigung zu überwinden. Tönnies kann man unter anderem in einer Geschichte von Genderdiskursen lesen. Es zeigt sich, dass Tönnies, obschon er die Misogynie eines Schopenhauer nicht teilt, in der Geschlechterfrage hinter Bentham und Mill zurückfällt, Simmel teilweise vorwegnimmt und eine Auseinandersetzung mit Marianne und Max Weber vermeidet. Die Verquickung von einer aus Gemeinplätzen zusammengesetzten „Tatsachendarstellung“ und überlieferten Normen lässt seine Äusserungen zum Sexus weniger als das Ergebnis empirischer Forschung denn als Projektion erscheinen. In seiner Schilderung der Geschlechter in *Gemeinschaft und Gesellschaft* stellt Tönnies ein starres, auf den Normen seiner Zeit beruhendes Verhältnis zwischen biologischer Kategorie und wesenhaften Funktionen her, das einer von ihm wohl nicht durchschauten Herrschaftsideologie dient, und an der er sich ein ganzes akademisches Leben lang festklammerte.

35. Tönnies, 1922.

36. Ebd., 1979: S. 136.



Bibliographie

- BACHOFEN, Johann Jakob (1989): *Das Mutterrecht: eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Über die radikale Umkehrung des herrschenden Gesellschaftsverständnisses, des „patriarchalischen Vorurteils“*. Eine Auswahl hg. von HEINRICHS, Hans-Jürgen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp Taschenbuch).
- BOND, Niall (1995). Tönnies und Storm: eine Wahlverwandtschaft, in: *Tönnies Forum*, 4.2, S. 23-43.
- CARSTENS, Uwe (2001). Das Frauenbild bei Ferdinand Tönnies. in: *Tönnies-Forum*, 10.1, S. 67-73.
- (2005). *Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Eine Biografie*. Norderstedt (Books on Demand).
- ENGELS, Friedrich (1973/1884): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen*. Berlin (Dietz).
- GILCHER, Ingrid (1992): Modelle „moderner“ Weiblichkeit. Diskussionen im akademischen Milieu Heidelbergs um 1900, in: LEPSIUS, Rainer M., Hg.: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung*. Stuttgart (Klett-Cotta), S. 176-205.
- GREVEN, Michael T. (1991): Geschlechterpolarität und Theorie der Weiblichkeit in *Gemeinschaft und Gesellschaft* von Tönnies, in: CLAUSEN, Lars und SCHLÜTER, Carsten, Hg.: *Hundert Jahre Gemeinschaft und Gesellschaft*. Opladen (Leske + Budrich), S. 375-392.
- HARRIS, Jose und HOLLIS, Margaret (2001): *Ferdinand Tönnies. Community and Civil Society*. Cambridge (Cambridge University Press).
- HEBERLE, Franziska (2001). Erinnerungen an meine Mutter, in: *Tönnies Forum*, 10, S. 15-60.
- LICHTBLAU, Klaus (1993): Eros and Culture. Gender theory in Simmel, Tönnies and Weber, in: *Telos. A Quarterly Journal of Critical Thought*, 82, S. 89-110.
- MAINE, Henry Sumner (1861): *Ancient Law: Its Connection With the Early History of Society, and Its Relation to Modern Ideas*. London (John Murray).
- MEURER, Bärbel (1991): Die Frau in *Gemeinschaft und Gesellschaft*, in: CLAUSEN, Lars und SCHLÜTER, Carsten, Hg.: *Hundert Jahre Gemeinschaft und Gesellschaft*. Opladen (Leske + Budrich), S. 375-392.
- (1992): Geschlecht als soziologische Kategorie. Das „Männliche“ und das „Weibliche“ in der deutschen Kulturgeschichte und die Bedeutung der Kategorie „Geschlecht“ für die theoretische Begründung der



- Sozialwissenschaften durch Tönnies, Simmel und Weber“, in: *Ethik und Sozialwissenschaften*, 1992.3, S. 343-357.
- MILLET, Kate (1985): *Sexus und Herrschaft: Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- ROTH, Guenther (2001): *Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800-1950. Mit Briefen und Dokumenten*. Tübingen (Mohr/Siebeck).
- SCHLÜTER-KNAUER, Carsten (1992): Frau und Gemeinschaft. in: *Ethik und Sozialwissenschaften*, 1992.3, S. 386-388.
- SIMMEL, Georg (2001): Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem (1911), in: ders.: *Aufsätze und Abhandlungen 1909-1918*, Bd. I = Gesamtausgabe, Bd. 12. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 224-250.
- STAFFORD, William (1995): Ferdinand Tönnies on gender, women and the family, in: *History of Political Thought*, 16.3, S. 391-415.
- TÖNNIES, Ferdinand (1914): Mann und Weib, in: *Der Staatsbürger. Halbmonatsschrift für politische Bildung*, 5.3 (März), S. 120-125.
- (1917): *Theodor Storm. Gedenkblätter*. Berlin (Curtius).
- (1922): *Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellung*. Hg. VON SCHMIDT, Raymund. Leipzig (Meiner).
- (1979 [1887]): *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- und PAULSEN, Friedrich (1961). *Briefwechsel. 1876-1908*. Hg. VON KLOSE, Olfa, JACOBY, Eduard Georg und FISCHER, Irma. Kiel (Ferdinand Hirt).
- VOGT, Annette (1998): Die Spielregeln der Objektivität. Die ersten Promotionen und Promotionsversuche von Frauen an der Philosophischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität 1898 bis 1909, in: BLEKER, Johanna, Hg.: *Der Eintritt der Frauen in die Gelehrtenrepublik. Zur Geschlechterfrage im akademischen Selbstverständnis und in der wissenschaftlichen Praxis am Anfang des 20. Jahrhunderts*. Husum (Matthiesen), S.31-48.
- WEBER, Marianne (1919): Die Frau und die objektive Kultur (1913), in: dies.: *Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze*. Tübingen (Mohr), S. 95-133.

